

PATRICK GREINER

ZUGER GEIST

Kriminalroman

emons:



© Emons Verlag GmbH
Cäcilienstraße 48, 50667 Köln
info@emons-verlag.de
www.emons-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: mauritius images/Brännhage Bo,
Prisma by Dukas Presseagentur GmbH/Alamy/Alamy Stock Photos

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept
von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer

Umsetzung: Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: DÜDE Satz und Grafik, Odenthal

Druck und Bindung: sourc-e GmbH

Printed in Europe 2026

ISBN 978-3-7408-2831-8

Originalausgabe

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen
insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß
§ 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

Für meine Familie
und in Gedenken an
Rolf

*Um es im Leben zu etwas zu bringen,
muss man früh aufstehen,
bis in die Nacht arbeiten –
und Öl finden.*

Jean Paul Getty,
US-amerikanischer Öl-Tycoon

Prolog

Die beiden Männer schauten sich zufrieden an. Sie prosteten sich mit den gut gefüllten Tumblern zu.

»Zum Wohle, lieber Moische.«

»Ich würde sagen: *Masel tov*, mein lieber Baruch. Dieser Macallan von 1943, der dieses Jahr wie ich seinen einunddreißigsten Geburtstag seit der Abfüllung feiert, ist des freudigen Anlasses absolut würdig.«

Sie nahmen einen Schluck.

Groß waren sie beide nicht, aber sie hatten Großes im Sinn, dachte Rosenfeld. »Wir sind hier im richtigen Land, Baruch. Die Schweiz ist neben dem Vatikan wohl das einzige Land, das nicht Mitglied der Vereinten Nationen ist. Die müssen sich folglich nicht an deren Sanktionen halten.«

»Die Menschen werden uns hassen. Sie werden uns vorverurteilen, wann immer sich die Gelegenheit bietet.«

»Ach, nicht mehr, als sie es ohnehin tun. Wir sind und bleiben die Itzig, egal, was wir tun. Was ist denn falsch daran, wenn wir Öl liefern? Jede und jeder auf dieser Erde braucht Öl, nicht nur, um mit der Karre in die Sommerferien an die Adria zu fahren. Die Menschen brauchen es wie kaum einen anderen Rohstoff. Es steckt überall drin, sei dies im Waschmittel, in der Seife, im Haarspray, in den Zahnbürsten, Cremes und Make-ups, ja selbst in Kreditkarten oder Fernsehern.«

»Schon, aber es ist schmutzig, und das meine ich nicht nur im übertragenen Sinn. Warum können wir uns nicht auf Mineralien spezialisieren? Oder seltene Erden?«

»Weil man mit Öl schneller zu Reichtum kommt. Denk an die Worte Jean Paul Gettys. Oder hast du sie etwa vergessen, lieber Baruch?«

»Um es im Leben zu etwas zu bringen, muss man früh aufstehen, bis in die Nacht arbeiten – und Öl finden.« Wie könnte ich das vergessen? Schlafen kann ich wegen deines jahrelangen

Drills, den Tag nicht zu verplempern, seit Langem nur noch vier oder fünf Stunden.«

»Ja, alles andere wäre Verschwendung. Schlafen kannst du, wenn du tot bist und Gottes Gericht mit dir gnädig war.«

»Wie war das mit: Auf dem Weg zu Gott wird die Seele von Sünden und anderen unangenehmen Überbleibseln aus dem Leben befreit.«

»Wir wollen nicht gleich übertreiben. Und zu Gettys Zitat: ›Das schwarze Gold finden müssen wir nicht. Wir brauchen es nur zu verschiffen. Wir bringen es von den Anbietern zu den Nachfragern. Simple Ökonomie, gepaart mit etwas Logistik, Geschick und Chuzpe.‹ Ich sage dir, mein lieber Baruch, wir werden stinkreich. Du wirst so viel Geld haben, das wirst du in deinem ganzen Leben nicht ausgeben können. Ja, das musst du auch nicht. Wenn du willst, dass sie dich etwas weniger hassen, dann teile es. Teile es und sprich darüber. Das mögen die Leute. Denn sei auf der Hut. In der Schweiz wird Protzen und Prahlen nicht gerne gesehen. Sei reich, aber sei es mit Demut.«

»Dann soll ich mir kein schönes Auto oder ein frei stehendes Haus leisten können?«

Moische stellte sein Glas hin und schaute Baruch tief in die Augen. »Das hat niemand gesagt. Aber es muss nicht unbedingt ein knallroter Ferrari oder ein orangefarbener Lamborghini sein. Kauf dir was mit schlichter Eleganz. Und wenn du ein Haus kaufst, kaufe etwas, das dir Luft zum Atmen gibt.«

»Das werde ich. Und wenn du vor mir gehst, lieber Moischele, dann werde ich etwas nach dir benennen, das bleibt.«

»Das bleibt, schön gesagt. Ich bin sicher, unsere Namen wird man nicht so schnell vergessen.«

»Tja, aber Hauptsache, man erinnert sich an uns.«

»Ja, aber es soll im Guten sein. Und wenn dich am Ende des Lebens tatsächlich das schlechte Gewissen plagen sollte, dann spende alles, wirklich alles. Ich habe von einem Mann gelesen, der aus dem kleinen unbedeutenden Omaha im noch unbedeutenderen Bundesstaat Nebraska stammt. Dieser Mann wusste bereits als Kind, wie man Geschäfte macht. Er ging als

Sechsjähriger von Tür zu Tür und verkaufte Kaugummi. Damit verdiente er sich seine ersten Dollar. Zuvor kaufte er den Kaugummi im Lebensmittelgeschäft seines Großvaters und verdiente zwei Cent an jeder Packung. Mit einunddreißig Jahren hatte er die erste Million in der Tasche. Du und er, ihr werdet also bald etwas gemeinsam haben. Mittlerweile gehören ihm Anteile von bekannten Unternehmen oder die ganzen Unternehmen selbst.«

»Das ist ja schön und gut. Aber was hat das mit deiner Aussage zu tun, alles zu spenden?«

»Weil diese Aussage von eben diesem Mann stammt. Er hat gesagt, er werde an seinem Todestag sein gesamtes Vermögen gespendet haben, selbst wenn er einst einer der reichsten Menschen dieser Welt sein werde.«

»Gut, das ist ein fairer Punkt.«

»Genau. Aber eben wie bei Getty gilt hier dasselbe: früh aufstehen und bis in die Nacht arbeiten. Daran führt kein Weg vorbei.«

»Dann packen wir es an!«, sagte Baruch.

»Genau, *wir*. Das ist entscheidend. Folgen wir dem Spruch der beiden Gefährten, wie es in deinem wunderbaren Buch dort drüben steht, seit du es als Elfjähriger erhalten und sofort verschlungen hast: ›Möge deine eigene lange Reise immer von einem guten Gefährten begleitet sein und erfolgreich und erfüllt enden.«

Sie schaute auf ihr Handy.

Dann sprach die Stimme der Navigations-App: »Wenn möglich, bitte wenden.«

Sie machte eine Schnute und feixte ihn an. »Siehst du, ich habe gesagt, wir sind falsch.«

»Bin zum ersten Mal in der Gegend. Als Stadtmensch aus Luzern verlasse ich mein Revier nicht so oft«, entgegnete er.

»Na, so viele Häuser hat es hier nicht. Es sind wenige, und fast ein jedes hat einen Umschwung, da könntest du glatt ein Dutzend Mehrfamilienhäuser draufstellen.«

»Tja, wer hier wohnt, der hat eben Geld.«

»Ja, das und kein schlechtes Gewissen, wie er oder sie es erwirtschaftet hat. Schau, dort drüben kannst du reinfahren und umkehren.«

Er drehte den mintfarbenen DeSoto Custom, Jahrgang 1951, und fuhr die Straße entlang eines kleinen Wäldchens zurück. Dann erwischten sie die richtige Abzweigung links. Sie fuhren ein paar Meter über einen Parkplatz und hielten vor einem kleinen Wächterhäuschen an. Ein kräftiger Mann, der davorstand, leuchtete ihnen mit einer Taschenlampe ins Gesicht. Sie zuckten gleichzeitig zusammen.

Godel kurbelte das Fenster herunter. Argwöhnisch schaute der Mann in die Fahrgastzelle und sprach sie an: »Joot, frisch us'm Autohaus kütt der nit, ne? Ham Se sich verfahren, oder sind Se op'm Sprung zu 'nem Termin?«

Godel schaute Lisa an. Die zog die Achseln hoch.

»Verzeihung?«

»Ach so. Ihr Schweizer versteht aber auch gar nichts, wenn es nicht aus Hannover kommt. Ich meinte: Nicht gerade der neueste Schlitten. Haben Sie sich verfahren? Oder einen Termin?«

»Ja, wir sind auf Einladung von Herrn Hardt hier. Die Dame

zu meiner Rechten ist Lisa Bernet, mein Name ist Armand Godel.« Er reichte dem Mann eine Visitenkarte. Erst jetzt bemerkte er, dass sich drei weitere Männer von ähnlich imposantem Format um sein Bijou von einem Auto gestellt hatten. Lisa machte keinen Mucks.

»Visitenkarte genügt mir nicht. Haben Sie einen Ausweis? Das gilt für die Dame ebenso.« Sie zogen ihre Identitätskarten aus dem Portemonnaie und reichten diese ebenfalls weiter.

Der Mann verschwand in sein Kabäuschen, während die anderen mit Gewehr im Anschlag dastanden wie drei fleischgewordene Panzersperren. Godel und Lisa atmeten behutsam. Sie schauten sich an, als wollten sie sich sagen: Was zum Henker soll das hier?

Der Mann kam zurück und gab ihnen die Ausweise zurück.

»Gut, Sie können passieren. Fahren Sie diese einspurige Straße entlang bis zum Ende. Die letzten paar Meter sind nicht geteert. Stellen Sie den Wagen vor dem Schober ab. Herr Hardt wird Sie am Fuße der Treppe des Herrschaftshauses abholen.«

Im Schrittempo steuerte Godel den breiten Schlitten durch die unbeleuchtete Szenerie. Das hier soll ein einziges Grundstück sein? Er würde sich darauf sicher verlaufen. Die Leute, die hier wohnten, die hatten nicht einfach Geld, die hatten unverschämt viel Geld. Und dahinter hatte es oft einen Haken. So viel hatte er in seinem langen Berufsleben als Amtsstatthalter und Strafverteidiger gelernt.

Zweimal begegneten ihnen Patrouillen mit Malinois. Sie machten keine Anstalten, sie nochmals zu kontrollieren. Hier funktionierte die Kommunikation offenbar einwandfrei.

Die Fahrt wollte nicht enden.

»Ja, eigentlich wollte ich sagen, sag jetzt nichts. Ich weiß selber nicht, wohin uns dieser Weg bringt«, sagte Godel.

Lisa schüttelte den Kopf. »Warum habe ich mich nur überreden lassen, mit dir weitere Fälle zu lösen?«

»Willst du lieber wieder für eine Versicherung arbeiten?«

»Nein, das nicht.«

»Na, siehst du. Du hast mit dem Geld deiner verstorbenen

Tante Vera so viel Sicherheit, da können andere nur davon träumen. Sei bitte ehrlich, einen Adrenalinkick suchst du genauso wie ich alter Trottel.«

»Das mit dem Trottel hast du gesagt. Ich habe das nicht mal gedacht.«

Nach einer kleinen dichten Ansammlung von Bäumen bot sich ihnen ein Blick auf den Zugersee, eingebettet zwischen Vor-alpen und Mittelland. Ruhig, bedächtig lag er vor ihnen. Auf der gegenüberliegenden Seite blinkten ihnen die Lichter der Ortschaften Oberwil und Walchwil entgegen.

»Ziemlich ironisch«, sagte er. »Die Ortschaft hier heißt Risch. Nimm das ›s‹ weg, sprich es englisch aus, und der Name ist Programm.«

»Ja, in der Tat. So viel Reichtum sollte kein Mensch auf sich allein vereinen.«

»So dachte ich als idealistischer, ehemaliger Alt-Achtund-sechziger auch. Bis ich begriff, man muss einfach rechnen. Solche Bonzen wie der Wenzel bezahlen mit ihrer Clique, also circa zehn Prozent der arbeitenden, extrem gut verdienenden Bevölkerung, rund neunzig Prozent der Bundessteuern. Da kannst du schon so wettern, man solle diese ›reichen Säcke‹, wie es junge, ungestüme Revoluzzer gerne propagieren, stärker zur Kasse bitten. Nun, kannst und darfst du. Nur irgendwann geht der Schuss nach hinten los.«

»Am Gerechtigkeitssinn nagt es trotzdem.«

»Lass das mit dem Gerechtigkeitssinn. Diese Diskussion um Recht und Gerechtigkeit hatten wir schon einmal.«

»Ich weiß, ich weiß.«

»Außerdem, reiche Leute wohnen überall, selbst in Australien. Oder ist dir das die letzten zehn Jahre nicht aufgefallen, liebe Lisa?«

»Natürlich gibt es die. Die wurden vielfach reich mit sehr fragwürdigem, geradezu räuberischem Abbau von Rohstoffen. Man könnte sagen, sie rauben unserem Planeten die Luft zum Atmen.«

»Das mit den Rohstoffen ist ein gutes Thema.«

Sie seufzte. »Ja, der Ölbaron vom Zugersee, wie ihn die Presse netterweise nennt.«

»Genau der. Gemäß ›Bilanz‹ gehört er zu den zehn reichsten Menschen in diesem Land. Und an seinen Händen kleben ebenfalls nicht nur die Überreste von über Jahrmillionen in der Erdkruste angesammelten abgestorbenen Meereskleinstlebewesen.«

Sie parkten den Wagen, wie ihnen befohlen worden war. Als sie ausstiegen, stand kein Mann am Treppende, dafür zwei weitere bewaffnete Männer mit Knöpfen in den Ohren.

»Dürfen wir kurz einen Blick über den See erheischen?«, fragte Godel.

Die beiden nickten.

Godel und Lisa stakten über den knirschenden Kies und schauten hinüber auf die andere Seite des Sees. Im Hintergrund waren Rossberg und Wildspitz im Schein des vollen Mondlichts zu erkennen. Die eisige Bise dieser Spätnovember-Sonntagnacht pfiff ihnen um die Ohren.

»Brr, ist das nur die Kälte des Windes, oder spüre ich da noch etwas anderes?«, fragte Lisa.

»Ah, da sind Sie ja«, vernahmten sie von hinten eine samtweiche Stimme, die näher und näher kam.

Sie drehten sich um. Vor ihnen stand ein schlanker Herr um die fünfzig, mit kurz geschnittenen braunen Haaren und einem dezenten Lächeln auf den Lippen. Der elegante anthrazitfarbene Zweiteiler war eine Maßanfertigung, das stand außer Frage.

»Mein Name ist Hardt. Wir haben miteinander telefoniert, Herr Godel. Schön, haben Sie beide den Weg auf das Landgut ›Rosenfeld‹ gefunden. Lassen Sie uns bitte hineingehen.«

Godel und Lisa folgten ihm die Treppe zum Haus hinauf, deren imposante Erscheinung sie erst jetzt gewahr wurden. Sie schauten die Fassade hoch.

»Beeindruckend, nicht? Das Haupthaus, in dieser schlossähnlichen Gestalt einem Manor House im englischen Dartmoor nachempfunden, stammt aus dem späten 18. Jahrhundert. Es war dies der Landsitz einer alten Patrizierfamilie aus Zug, deren Zweig jedoch ausgestorben ist. Jedenfalls dachten wir das. Aber bitte, wir wollen hier keine Genealogie betreiben. Hier geht es lang.« Er wies galant mit der rechten Hand den Weg.

Das Herrschaftshaus war im Interieur genau so, wie es sich Godel vorgestellt hatte. Den Boden pflasterten große, unregelmäßige Steinplatten. Der Wachsduft von abgebrannten Kerzen hing förmlich zum Greifen in der Luft. Über ihnen spannte sich ein Kreuzgewölbe, aus dem Eisenleuchter herabhingen. An den Wänden hingen Porträts in dunklen vergoldeten Rahmen. Es waren die malerischen Zeugnisse des längst verblichenen Landadels, die mit ernster Miene und durchdringenden Blicken einem mit den Augen fast zu folgen schienen, wohin man auch ging. Die Tapeten, einst in tiefem Burgunderrot, waren stellenweise ausgebleichen und zeigten feine Risse, als hätte der Zahn der Zeit an ihnen genagt.

Entlang eines breiten Flurs führte Hardt Godel und Lisa schließlich in den Salon, wo schwere Vorhänge aus Samt die hohen Fenster säumten, durch die das Licht des Mondes fiel. Der Kamin war eine wuchtige Konstruktion aus grauem Stein mit aufwendig geschnitztem Sims. In der Ecke stand ein alter schwarzer Flügel, dessen Elfenbein seiner Tasten stumpf war wie Milchglas. Über all diesem dezenten Prunk lag eine eigentümliche, fast gespenstische Stille.

Der Herr des Hauses saß auf einem purpurnen Sessel und zog an einer dicken Zigarre. In der aufflackernden Glut seines Glimmstängels waren die Konturen seines Gesichts zu erkennen. Er legte die Zigarre auf den vor ihm stehenden Salontisch auf einen Teller und erhob sich. Godel erkannte Boris Wenzel sofort. Er war eine bekannte und nicht minder umstrittene Persönlichkeit aus der hiesigen Wirtschaftswelt.

Godel lief auf Wenzel zu und streckte ihm die Hand entgegen. Dieser jedoch steuerte auf Lisa zu, nahm ihre Hand und küsste diese symbolisch. Der besaß den Anstand alter Schule, ging es Godel durch den Kopf.

Dann reichte Wenzel Godel die Hand.

»Mein lieber Herr Godel, wenn ich gewusst hätte, dass Sie eine so reizende Partnerin haben, dann hätte ich nur sie engagiert. Nehmen Sie bitte Platz. Darf ich Ihnen etwas zu trinken anbieten? Wasser? Tee? Ein Glas Wein oder Cognac?«, fragte

er in astreinem Deutsch, dem eine leichte britische Färbung anhaftete.

Bevor Godel etwas sagen konnte, ergriff Lisa das Wort. »Wasser genügt, für uns beide.« Sie warf Godel einen für ihn unmissverständlichen Blick zu. Sie setzten sich auf das Designersofa. Hardt brachte ihnen die zwei Gläser Wasser, die Godel etwas missmutig beäugte.

Er betrachtete den Mann, den er nur aus den Medien kannte, genauer. Er konnte es drehen und wenden, aber unsympathisch fand er ihn nicht, in keiner Weise. Er war ein paar Jahre älter als er selbst, hatte schütteres, längliches Haar. Seine Augen, über denen kleine Büsche ragten, waren aufmerksam und sanftmütig. Er trug ein schlichtes weißes Hemd und Bluejeans. Sein rechtes Handgelenk zierte eine Breitling Navitimer. Dies war gewiss keine billige Uhr, allerdings fern der Marken, die er sich durchaus hätte leisten können und die den Wert eines Einfamilienhauses besaßen.

Hardt setzte sich mit etwas Abstand auf einen weiteren freistehenden Sessel mit einem Tablet in der Hand. Offenbar führte er Protokoll. Mit ihnen befanden sich zwei weitere Sicherheitsleute im Raum. Wenzel wies diese allerdings mit einer fahrigten Handbewegung an, sie für die kommende Besprechung allein zu lassen.

Als sich die Türe hinter den beiden geschlossen hatte, fing Wenzel an: »Nun, mein Sekretär, Herr Hardt, hat Sie beide im Vorfeld instruiert, um was es geht. Ist das korrekt?«

Godel und Lisa schauten sich fragend an.

»Nicht im Detail. Er hinterließ mir vor einer Woche eine Sprachnachricht auf meiner Combox. Er teilte mir mit, Ihnen würde unmissverständlich mit schweren Nachteilen gedroht. Die Polizei könne Ihnen nicht weiterhelfen, und Personenschutz allein gebe Ihnen nicht genügend Sicherheit. Wir haben dann kurz miteinander telefoniert und den Termin ausgemacht, weshalb meine Kollegin, Frau Bernet, und ich heute bei Ihnen sind. Wir wissen weder, in welcher Form diese Drohungen geäußert worden sind, noch, welches Ausmaß diese haben.«

Wenzel blickte zu Hardt hinüber. Dieser zog ein Zeigemäppchen aus einer kleinen Aktentasche und reichte es Godel. Er entnahm daraus vier gefaltete Blatt Papier.

»Es spielt keine Rolle, welches Sie zuerst lesen. Es steht in etwa überall der gleiche Mist darauf«, ergänzte Wenzel, der sich wieder seiner Zigarre widmete.

Godel schaute ihn gierig an. Wie gerne hätte er einen Zug von dieser Cohiba genommen. Der Mann besaß Geschmack, dachte er, während er die Worte des offensichtlich mit einem Computer geschriebenen Textes auf einem simplen A4-Papier las.

*Deine Zeit sie läuft ab du selbst ernannter Ölbaron.
Dein schwarzes Gold wird dir bald zum Verhängnis.
Tick tack. Tick tack. Tick tack. Tick tack.
Die Uhr schlägt nun vier und bald ist es zwölf.*

Godel reichte Lisa einen Zettel. Sie verglichen die Botschaften. Bis auf den letzten Satz waren sie gleich.

»Bei mir ist es vier Uhr«, meinte Godel.

»Bei mir zwei«, entgegnete Lisa.

»Dann haben Sie bis heute diese vier Nachrichten erhalten, keine weiteren?«

»Nein, Herr Dr. Godel. Mit diesen bin ich bis anhin bestens bedient.«

Godel gab Hardt das Mäppchen mit den vier Blättern zurück. »Und wenn ich das richtig deute, werden acht weitere folgen.«

»Davon gehen wir ebenfalls aus«, bemerkte Hardt.

Godel überlegte kurz. Er blickte und zeigte mit dem Finger auf Lisa, dann zurück und verzog die Mundwinkel.

»Reden Sie bitte offen. Es genügt mir, wenn ich von anderen im Dunkeln gehalten werde«, sagte Wenzel.

»Selbstverständlich, verzeihen Sie. Wir wollten nur kurz klären, wer von uns beiden mit einer Stimme spricht. Dann fangen wir mal an. Haben Sie einen leisen Verdacht, von wem die stammen könnten?«, fragte Godel.

Wenzel lachte laut heraus. »Wenn ich mit der Aufzählung

meiner Feinde beginnen würde, wäre ich bis morgen Mittag nicht fertig. Ich gehe davon aus, Sie wissen, wer vor Ihnen sitzt? Jedenfalls habe ich das vorhin in Ihrem Gesicht gelesen.«

»Das haben Sie richtig gedeutet.«

»Wissen Sie, unbesehen der nicht sonderlich schmeichelhaften Worte, die Sie vielleicht in der Regenbogenpresse über mich gelesen haben, aber es war und ist stets mein Credo: Ich erbringe eine Dienstleistung. Leute wollen mir Öl verkaufen, und andere wollen Öl von mir kaufen. Ich bin ein Geschäftsmann, kein Politiker. Zuallerletzt bin ich ein Moralprediger oder ein Gralshüter der Moral. Das gebe ich zu. Wenn man mir das dereinst vorwirft, dann soll es so sein. Ich leiste viel für die Philanthropie, hänge es aber nicht an die große Glocke. Das tun andere für mich zur Genüge. Von Kunst über generell Kultur bis zu Kinderheimen, Krippenplätzen, Kinderspielplätzen. Ja, da sind viele Ks dabei. Alle kriegen sie schöne Checks von mir. Da fragt niemand, woher das Geld kommt. Nur diejenigen, die nichts aus meinem spendablen Töpfchen erhalten, die sind mir feindselig gesinnt.«

»Das ist ein eigenes abendfüllendes Thema«, warf Godel ein.

»Da haben Sie recht.«

»Wie steht es mit Polizeischutz? Ist Ihr Fall gemeldet?«

»Natürlich.«

»Ich denke, ein Mann in Ihrer Position darf diese Drohung durchaus ernst nehmen.«

»Ihr Wort in Gottes Ohr. Leider sieht man das bei der Zuger Polizei anders.«

»Hm, ist wohl mitunter eine Ressourcenfrage, gemischt mit der Tatsache der fehlenden Unmittelbarkeit.«

Wenzel zog an seiner Zigarre und blies den Rauch in Richtung Decke. »Das ist so ziemlich O-Ton des diensthabenden Polizeibeamten. Äh, wie hieß der noch mal?«

»Landtwing«, ergänzte Hardt.

Wenzel zog die Augenbrauen hoch. »Na ja, den klingenden Namen wie Bond, James Bond, hat er nicht gerade. Jedenfalls waren das die Worte dieses Landtwing. Ich müsse halt selbst

schauen. Das tue ich seit jeher. Denn, wie Sie ja wissen, sind Behörden anderer Staaten ebenfalls an meiner Person interessiert.«

»Das haben Sie schön gesagt. Die Sache ist uns, und im Übrigen aus den Medien, hinlänglich bekannt. Sie sind nicht der Einzige im ständigen Visier der Yankees.«

»Gut. Also habe ich meinen Personenschutz mittlerweile verdreifacht. Das kostet eine Unmenge Geld, aber schließlich hat man nur das eine Leben, nicht wahr?«

»Wollen Sie mit uns nun über Religion reden? Oder die Philosophen des Existenzialismus?«

»Nein, natürlich nicht. Aber Sie verstehen, was ich meine.«

»Sicher. Haben Sie die Aufstockung Ihrer privaten Sicherheit nach dem ersten Schreiben angeordnet?«

»Nein, nach dem zweiten. Das erste hielt ich noch für einen dummen Scherz. Nach dem zweiten nahm ich es ernst, ab dem dritten wurde es mir etwas mulmig.«

»Wann fing das Ganze überhaupt an?«

Wenzel blickte zu Hardt, der sagte: »Den ersten Brief hat Herr Wenzel vor drei Wochen erhalten. Den zweiten eine Woche später. Dann hat sich das Intervall vermindert. Wir gehen davon aus, dass die bald täglich folgen werden.«

»Immer per Post?«

»Ja, immer.«

»Wurden die Briefe auf Fingerabdrücke oder DNA-Spuren untersucht und allenfalls mit Datenbanken abgeglichen?«

»Ja, aber wie erwartet, Fehlanzeige. Nicht den Hauch eines genetischen Abdrucks oder dergleichen.«

»Okay, wir haben es hier also nicht mit einem Amateur zu tun.« Godel lehnte sich zurück.

Lisa ergriff nun das Wort. »Was erwarten Sie von uns? Was können wir Ihnen überhaupt bieten?«

Wenzel drückte seine Zigarre aus. »Ich verlange nicht, dass Sie mein Leben schützen. Aber ich wünsche, dass Sie nach dem oder denen suchen, die danach trachten. Ich will wissen, warum jetzt, warum überhaupt. Wenn man mir an den Kragen gehen wollte, dann früher, nicht jetzt, da ich ein alter Mann bin. Es ist

nicht mal so, dass ich mich wie ein Verzweifelter an mein Leben klammere. Ich weiß, wie fragwürdig meine Geschäfte waren. Dies immer unter dem Aspekt, dass ich letztlich damit legale Bedürfnisse bedient habe, wie ich nochmals betonen möchte. Nur eben, es hat mir Ingrimms von vielen Seiten entgegengebracht.«

»Tja, vielleicht musste dies alles einfach abkühlen. Wie heißt es so schön: Rache ist ein Gericht, das am besten kalt serviert wird«, bemerkte Godel.

»Vielen Dank. Ersparen Sie mir bitte diese Art von Sarkasmus.«

»Schon gut, ich dachte eben, Sie könnten dies mit etwas trockenem Humor sehen.«

»Wenn ich diese Drohung nicht ernst nehmen würde, dann ja.«

»Sind Sie jemandem mal persönlich, sagen wir, auf die Füße getreten?«, fragte Godel weiter.

»Es war immer rein geschäftlich. Hätte ich es nicht getan, hätte es jemand anderer gemacht. So einfach ist dieses Spiel. Gut, es gab da so eine Geschichte von früher, aber das ist Jahrzehnte her. Der Mensch, der den Stein des Anstoßes gab, lebt seit Langem nicht mehr. Tut hier nichts zur Sache.«

»Aber Sie hätten auf anderem Wege versuchen können, Geld zu verdienen«, brachte Lisa, für Godels Geschmack, etwas zu provokant vor.

»Das mag sein. Ich wuchs als Emigrantensohn, als Baruch Schlesinger, in einem fremden Land auf, dessen Sprache anfänglich mit keinem Wort beherrschten. Wir waren der Bodensatz unseres Gastlandes. Mein Vater starb als armer, gebrochener Mann, der sein Leben lang geschuftet und dann einen Tritt in den Arsch erhalten hatte. Diesem Beispiel wollte ich nicht folgen, obwohl ich meinen Vater über alles geliebt habe, weil ich ihm alles verdanke.«

Godel brach eine Lanze. »Abgesehen davon ist es Ihr gutes Recht, Ihr Leben zu schützen, mit allen erdenklichen Mitteln. Wir reden hier implizit oder sogar explizit von Mord, von einer angekündigten Tötung. Da sollten Sie alle legalen Möglichkeiten

ausschöpfen können. Wir nehmen das Mandat an«, sagte Godel und wusste, er würde sich deshalb mit Lisa auf dem Nachhauseweg noch auf eine angeregte Diskussion einlassen müssen.

»Sehr schön.« Wenzel klatschte in die Hände. »Bevor Sie fragen, reden wir Klartext: Ich bezahle Ihnen hier und heute einen Vorschuss von einhunderttausend Franken. Sollten Sie Erfolg haben und diesen Drohenden zur Strecke bringen, dann winkt Ihnen nochmals ein Betrag in der Höhe von vierhunderttausend. Eine halbe Million erachte ich als angemessen genug.«

Godel schaute zu Lisa, die kein Wort sagen konnte. Dann blickte er zu Hardt hinüber, der den Stoischen mimte. »Nun, da erübrigt sich jegliches Feilschen.«

»Das ist auch gut so. Ich hasse es zu feilschen. Ich unterbreite gerne einen Deal, indem ich die Konsens-Messlatte meines Gegenübers antizipiere. Einen schriftlichen Vertrag brauchen wir meiner Meinung nach nicht. Was zählt, ist das Wort einer Lady und eines Gentlemans gegenüber einem anderen Gentleman. Dazu ein warmer Händedruck und die Sache ist besiegelt. Das ist wie bei einem Geschäft mit einem unbeschränkt haftenden Bankier. Damit meine ich einen Bankier von altem Schrot und Korn und nicht diese Banker-Bübchen, die mit ihren viel zu teuren Anzügen nur noch jedem neuen Geschäft hinterherjagen, anstatt bestehende Beziehungen zu pflegen und auf Kundenbedürfnisse zu achten.«

Lisa schaute Godel an. Er wusste genau, was es mit diesem Vertrag ohne Schriftlichkeit auf sich hatte. Das war genau in seinem Sinne.

Sie schüttelten sich alle die Hände. Damit war die Sache geritzt.

»So, dann machen Sie sich mal an die Arbeit«, sagte Wenzel. Damit schien für Godel der erste Termin unilateral für beendet erklärt. Alles Weitere würde sich ergeben.

»Ich wollte hier und heute nur klarstellen, ob Sie das Mandat annehmen. Nun dürfen Sie gerne ein wenig graben. Ist ein bisschen wie mein Business, das mir zu meinem Vermögen verholfen hat: Wer an der Oberfläche bleibt, der findet meist nichts. Und

wenn Sie, wie die armen Teufel aus dem Film ›Killers of the Flower Moon‹, über Nacht zu diesem Reichtum kommen, dann bezahlen Sie meist einen ganz hohen Preis, im schlimmsten Fall sogar mit dem Leben.«

Godel und Lisa verabschiedeten sich.

Auf der Fahrt hin zum Ausgangstor verloren sie kein Wort. Erst als sie den Wachposten passiert hatten, legte Lisa los. »Puh, was war das eben? Bist du dir ganz sicher, dass wir so einem Typ wirklich helfen wollen? Ich dachte, wir kämpfen für gerechte Sachen.«

»Wir müssen persönliche Ressentiments solchen Personen gegenüber ausblenden. Der Mann steht zwar in der Kritik, im Fokus der Behörden, wegen irgendwelcher Steuersachen, wie ich gelesen habe. Bewiesen ist nichts. Und ganz wichtig: Er ist kein verurteilter Verbrecher. Es gilt die Unschuldsvermutung. Das ist ein Prinzip, das ich als ehemaliger Strafverteidiger ein Leben lang hochhalte –«

»Rechtlich mag das sein, aber moralisch setze ich ein Fragezeichen. Vor allem, was seine anderen Geschäfte mit dem Erdöl anbelangt.«

»Das liegt weit zurück. Wenn wir nur nach der Moral handeln würden, könnten wir unsere Detektei nach kürzester Zeit wieder zu Grabe tragen. Zudem ist es ein interessanter Fall mit einer spannenden Persönlichkeit.«

»Ja, die uns zufällig fürstlich entlohnt. Fühlst du dich nicht gekauft?«

»Gekauft? Und wenn schon. Wir sind Freiberufler in der Privatwirtschaft. Da müssen wir uns kaufen lassen. Wir sind nicht das hohe Gericht. Das ist ohnehin an einem eher überirdischen Ort angesiedelt.«

»Mag sein.«

»Und hier können wir aus dem Vollen schöpfen, was lernen, wir beide. Meinst du nicht?«

»Da bin ich bei dir, lieber Armand. Versuchen wir es und schauen, was dabei herauskommt oder was es an die Oberfläche

spült. Diesen von ihm genannten Film von Scorsese habe ich gesehen. Abscheulich, was Menschen dort für Geld und eben Öl getan haben.«

»Den habe sogar ich gesehen, mit meinem Sohnmann Nils. Einer der besten Filme von Scorsese. Für den hätte er einen Oscar verdient.«

»Absolut.«

»Was denkst du sonst so über Wenzel, vor allem über den Teil mit dem rein Geschäftlichen?«

»Das mit rein geschäftlich glaube ich nicht so recht. Da steckt mehr dahinter. Das könnte eine alte Fehde sein, die nun wieder aktiviert wird. Warum aber jetzt und von wem? Nun, um dies herauszufinden, werden wir recherchieren müssen. Er hat zumindest etwas angedeutet, es dann ganz und gar unter den Tisch gewischt«, sagte Lisa.

»Genau, und dafür schreiben wir ordentlich Stunden auf, damit wir das Honorar rechtfertigen können. Seine Geldquellen sind ja wie die Ölquellen, von denen er reich wurde: Da sprudelt es ordentlich weiter.«

Entnervt nahm Zurlauben kurz vor dem Mittag, nach dem fünften Mal Klingeln, den Hörer ab.

»Ja, was ist?«

»Endlich, ich dachte schon, du ignorierst mich geflissentlich.«

»Wollte ich ja. Egal. Sag, was gibt es so Dringendes?«

»Ich dachte, es interessiert dich, dass sich der Alte weitere Hilfe geholt hat.«

Er lehnte sich in seinem ergonomischen Stuhl zurück. »Inwiefern?«

»So einen Privatschnüffler und seine junge Begleiterin. Von dem stand kürzlich was in der Zeitung. Die haben einer einflussreichen Mafia-Familie in Luzern das Handwerk gelegt.«

»Ich kenne den Fall. Trotzdem: Die bleiben Zivilisten. Sie haben sich verdammt noch mal nicht in richtige Polizeiarbeit einzumischen. Gibt viel zu viele von diesen selbst ernannten Hütern des Gesetzes, die aus Langeweile, aus Abenteuerlust oder aus einem Komplex heraus Fälle in Eigenregie lösen wollen. Ich werde dort ein Auge drauf werfen.«

»Tu das.«

»Danke für die Info. Sonst noch was?«

»Im Moment nicht.«

Er legte auf. Nach ein paar Minuten, er saß ruhig auf seinem Stuhl im dritten Stock seines Büros, faltete er die von der Maniküre gepflegten Hände. An seinem linken Ringfinger prangte der mächtige Siegelring seiner Familie. Er stupste sich damit sein Kinn an. Vor seinem Fenster ratterte gerade ein Zug durch, ein Zug auf dem Weg nach Zug.

Wie er diese Privatdetektive hasste. Sie waren ihm seit jeher ein Dorn im Auge. Die Polizei, das war er, getreu dem alten Spruch von Louis, dem Sonnenkönig: *La police, c'est moi!* Bekannt für seine akribische Arbeit, gefürchtet für seine cholерischen Wutausbrüche, der *lonely wolf* im Korps. Vor ihm

hatte sogar der Polizeikommandant Angst, und das wollte was heißen.

Was er weitaus mehr hasste als Hobby-Polizisten, waren Schnüffler außerhalb seines Gartens, seines gehegten und gepflegten Kantons Zug. Die von außen, die kannten die Eigenheiten seines liebens- und lebenswerten Wirkungsbereiches nicht. Hier war der Zuger Geist zu spüren. Was das allerdings genau war, darauf konnte er sich selbst nie einen Reim machen.

Aber egal. So oder so, Zug war sein kleines Reich, seine Vogtei. Er war ein Urzuger, durch und durch. Seit vielen Generationen wohnten sie in diesem Kanton im Herzen der Schweiz. Zug war einst das Armenhaus der Schweiz und wurde durch geschickte – manche behaupteten dreiste – Tief-Steuerpolitik zum reichsten Kanton des Landes. Er lockte viele mit Geld an, egal ob Private oder Unternehmen aus aller Welt. Auf den Straßen fuhren die teuersten Autos. Auf den Trottoirs und in den Restaurants und Läden parlierten sie Englisch. Teilweise wurde man vom Personal auch so angesprochen.

Dies hatte gewiss seine Schattenseiten. Die Immobilienpreise schossen in schwindelerregende Höhen, sodass die einheimische Bevölkerung nach und nach gezwungen war, in die günstigeren Kantone Aargau oder Luzern auszuweichen, womit sie dort wiederum die Bodenpreis-Spekulation anheizten. Ein Teufelskreis, der selbst ihm nicht entging. Ebenso unschön waren die sich vor allem im Ägerital bildenden Gated Communities, die man sonst nur von Ländern in Südamerika oder Afrika kannte, wo sich Angehörige einer privilegierten Gruppe vom Rest der Welt hinter ihren glitzernden Fassaden abschirmten und als eine Art Luxus-Ghetto unter sich blieben.

Dies war ihm ziemlich egal. Wo es Licht hatte, gab es Schatten, war sein Credo. Er war stolz auf seinen Kanton und die Errungenschaften, wo sogar die Behörden zuvorkommend waren. Ja sogar bei der Steuerverwaltung war man freundlich und hilfsbereit und hängte nicht den hoheitlichen Eintreiber heraus wie andernorts. Dass nicht nur die saubereren Schäfchen angelockt wurden, nahm er in Kauf. Eines dieser Schäfchen aber, Boris

Wenzel, den hatte er auf der Latte, neben den Schnüfflern natürlich. Da wurde er persönlich, geradezu unsachlich.

Er schaute auf die Uhr. Es war Zeit fürs Fitness, das einen festen Platz in seinem Arbeitskalender einnahm. Wenn es nicht gerade einen Großeinsatz oder eine Razzia gab, dann ließ er sich dies nicht nehmen. Er war nicht nur ein Quälgeist seinen Berufskolleginnen und -kollegen gegenüber, er schindete sich und seinen Körper selbst. Manche hätten dies Selbstkasteiung genannt. Er nannte dies die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit ausloten, täglich aufs Neue; immer höher, immer schneller, immer weiter.

Er schnappte sich sein braunes Ledertäschchen, schaute beim Hinausgehen kurz in den Spiegel, ob die vor zwei Wochen für teures Geld getrimmte Frisur mit Stufenschnitt immer noch perfekt saß.

Hegglin passte ihn im Gang ab. Zurlauben wusste genau, dass der wieder mal mit etwas überfordert war. Er hätte ihn ja längst gefeuert, nur das ging nicht, denn Hegglin war der Cousin des Polizeikommandanten. Vetterwirtschaft, das war ihm fast noch mehr zuwider als außerkantonale Privatschnüffler und der Wenzel. Ja, ein Menschenfreund war er definitiv nicht.

»Kilian, darf ich dich kurz was fragen?«

Kurz, ja, kurz nach der Art Hegglin, das hieß: Ich stelle eine Frage, kriege eine Antwort und stelle daraufhin noch mal drei Fragen. Und so weiter. Das war ein Spielchen, das den Namen Hydra absolut verdient hätte. In diesem Sinne hatte sich Zurlauben schon mehrfach despektierlich über Hegglin geäußert.

Hegglin wirkte nervös, wie Zurlauben unschwer an dessen Schweißperlen auf der Stirn erkennen konnte. Seine fleischigen Hände waren von Schwielen übersät. Sein Haar war fettig, und sein Übergewicht trug dazu bei, dass Zurlauben nur eines für ihn empfand: Ekel. Dabei war Hegglin, wie man Zurlauben von allen Seiten sagte, ein herzensguter Mensch. Nur eben unfähig und dafür verantwortlich, dass seine Kolleginnen und Kollegen meist nicht nur die eigene stressige Arbeit erledigen mussten, sondern ebenso die von Hegglin.

»Was willst du, Hegglin? Ich bin spät dran und habe eine Verabredung mit meinem CrossFit-Programm.«

Die Kollegen rundherum im Großraumbüro schauten nur kurz auf und duckten sich dann sofort wieder, als würden sie sich in einem Schützengraben verstecken.

»Wie gesagt, nur ganz kurz. Ich habe gerade ein Problemchen mit den Fällen ›Wenzel‹ und ›Schnurrenberger‹. Irgendwie sind mir die Akten durcheinandergeraten.«

Bei den Worten »Wenzel«, »Problemchen« und »Akten durcheinandergeraten« entzündete sich in Zurlauben eine Stichflamme. Er entriss Hegglin die Akten.

»Verdammt noch mal, ich habe dir gesagt, rühr den Fall Wenzel unter keinen Umständen an. Ist das so schwer zu begreifen? Selbst so ein Hirni wie du sollte sich die einfachsten Dinge im Leben einprägen können. Oder bist du wirklich so ein Vollspacko?«

Polizeikommandant Hürlimann betrat den Raum, wie immer in seiner schnittigen Uniform und dem perfekt getrimmten Freddie-Mercury-Schnauzer, als sei er ein aus einer US-Serie entsprungener Bulle vom Straßendienst. Dieser Auftritt vermieste Zurlauben zusätzlich die Stimmung.

»Gibt es hier ein Problem?«, fragte Hürlimann.

»Werter Arthur, ich wies deinen geschätzten Cousin zum wiederholten Mal darauf hin, dass der Fall ›Wenzel‹ allein in meiner Verantwortung liegt. Nun hat er mit Akten eines anderen Falles ein wunderbares Chrüsimüsi veranstaltet.«

Hürlimann schaute zu Hegglin und gab ihm mit seinem Blick zu verstehen, er möge gehen.

»Komm bitte mal in mein Büro, Kilian«, wies Hürlimann den inzwischen rot angelaufenen Zurlauben an.

Er schloss die Tür hinter sich und ließ, ohne zu fragen, zwei Espresso aus seiner Maschine.

»Also, mein Lieber, müssen wir diese leidige Diskussion wirklich schon wieder führen? Wie war das mit dem Umgang mit seinen Kolleginnen und Kollegen? Du vergreifst dich bisweilen arg im Tonfall. Über die gewissen Unzulänglichkeiten meines

netten, aber manchmal etwas unbeholfenen Cousins Geri haben wir nicht zum ersten Mal diskutiert. Ich kann ihn nicht rauswerfen. Und ich dulde nicht mehr, dass du ihn vor allen bloßstellst.«

Jaja, nett ist der kleine Bruder von Scheiße, schoss es Zurlauben durch den Kopf.

»Es tut mir leid«, sagte er.

»Nicht bei mir. Entschuldige dich bei Geri. Aber nachher. Kommen wir zum Fall ›Wenzel‹.«

Ehe Hürlimann weiterfahren konnte, schnitt ihm Zurlauben das Wort ab. »Du weißt, es ist was Persönliches.«

»Das weiß ich nur allzu gut. Falls du es vergessen haben solltest: Ich leite diesen Laden hier. Wir bewegen uns auf dünnem Eis, faktisch ist die Eisfläche ganz geschmolzen. Du bist hochgradig befangen. Du hast sogar eine Legende wie Donnie Brasco erhalten, ermittelst quasi verdeckt. Einfach mit dem Unterschied: Du beschattest nicht den mutmaßlichen Täter, sondern das Opfer. Würde ich dir nicht diesen einen Gefallen schulden, und ja, Geri ist natürlich daran schuld, hätte ich dir den Fall längst entzogen. Du akzeptierst nicht mal einen Partner oder eine Partnerin an deiner Seite. Das würde etwas mehr *checks and balances* reinbringen. Wir werden von außerhalb bereits genug oft dafür kritisiert, dass wir die Dinge hier halt etwas anders regeln als im Rest der Schweiz.«

»Erstens haben die von außen keine Ahnung, und zweitens arbeite ich alleine, und zwar immer.«

»Auch das hatten wir schon oft. Schlimm genug, dass ich mich jeweils gegenüber der Staatsanwaltschaft für deine Sololäufe ohne Absprache mit der Fallführung rechtfertigen muss. Dann lass wenigstens diese internen Grabenkämpfe.«

»Die Staatsanwaltschaft kann mich mal kreuzweise. Diese Strafprozessordnung ist ein einziger Bremsklotz. Ständig müssen diese Sesselpupser informiert werden oder lassen wieder so eine strunzdoofe Verfügung raus.«

»So läuft der Hase nun mal. Es ist nach den Regeln des Spiels zu spielen, sonst wirst du irgendwann des Feldes verwiesen.«

»Ist ja gut.«

»Also, regle das mit Geri und den Akten. Dann wünsche ich keine weitere Szene wie vorhin, egal ob auf dem Gang, im Büro oder sonst wo. Haben wir uns verstanden?«

»Ja, haben wir.«

»Und bring das mit Wenzel endlich in Ordnung. Du weißt, er ist einer der besten Steuerzahler des Kantons.«

»Wir schauen zweimal täglich vorbei. Wenn man unsere begrenzten personellen Ressourcen betrachtet, dann hat der sowieso eine Sonderbehandlung. Außerdem hat er seine eigene kleine Privatarmee. Der ist besser bewacht, als es jeder andere Gangster seines Kalibers je war, Pablo Escobar und Totò Riina mit eingeschlossen.«

Hürlimann schaute ihn streng an.

»Schau mich nicht so an. Jeder weiß, wer Wenzel ist und wie er sein Geld gemacht hat. Das war nicht mit der Gründung von Kinderheimen oder Gorilla-Naturreservaten«, sagte Zurlauben.

»Ich wünsche dir einen guten Appetit, Kilian.«

Zurlauben stand auf, reichte Hürlimann die Hand und verabschiedete sich. Auf der Straße ließ er seinem angestauten Ärger freien Lauf. Heute würde er sich anstelle der üblichen sechzig Minuten ganze neunzig abmühen, um sein Gefühlsbarometer wieder auf Zimmertemperatur herunterzubringen.

Diese neureichen Zuzüger, was die sich einbildeten. Kommen hierher, werfen mit dem dicken Portemonnaie um sich, und all die Schmarotzer laufen ihnen hechelnd hinterher. Wenzel war genauso wenig ein Einheimischer wie viele andere seiner Sorte. Die würden ihn, Kilian Zurlauben, den Nachfahren von Blaublütern, noch richtig kennenlernen.

Lisa und Godel hatten sich in der Casa Godel an der Bellevuestraße, im Obergütschquartier, mit Blick auf die Stadt Luzern, verabredet. Lisa hatte das schmucke Haus mit stattlichem Umschwung vom ersten Augenblick an gemocht. Sie fand, der seit rund drei Jahren verwitwete Godel, der ehemalige Strafverteidiger und Amtsstatthalter, wie er es nostalgisch nannte, und sein Sohn Nils, der meist etwas klamm war, passten perfekt hierhin. Ihr Herz schlug fest für Nils, den mehr schlecht als recht erfolgreichen selbstständigen Architekten, dessen größter Feind der Frust war, wenn er wieder einmal bei einem eingereichten Projekt den Kürzeren zog.

Jedes Mal, wenn sie hier auftauchte und das Schild mit der Anschrift für die Privatdetektei erblickte und ihren Namen vor demjenigen von Godel las, wusste sie zwar nicht, was sie geritten hatte, sein Angebot für eine gemeinsame Tätigkeit anzunehmen. Aber was sollte sie sonst tun? Wieder einen gewöhnlichen Brotjob in einem Büro, bei einer Versicherung annehmen? Vorerst jedenfalls nicht.

Wenig später saß sie mit einem Cappuccino vor ihrem Laptop in der Küche und durchstöberte das Internet, während Godel im Keller etwas vor sich her fluchte.

Er stakste schweren Schrittes die Treppe hoch, was ihr nicht entging und andeutete, etwas sei nicht ganz wunschgemäß verlaufen. Wutentbrannt schmiss er einen Lappen in das Spülbecken. Die dreifarbige Katze Molly, gerade mit dem Essen zugegangen, erschrak darob so sehr, dass sie wie von der Tarantel gestochen davonraste.

»Hey, nimm auf deine alte Dame etwas mehr Rücksicht«, sagte Lisa.

»'tschuldigung. Aber dieses vermaledeite neue Gerstenmalz ist einfach nicht von der gleichen Qualität. Ich musste kurzfristig auf einen anderen Anbieter ausweichen, weil mein Stammlie-

ferant gerade einen Engpass hat. Nie wieder, sage ich dir, nie wieder.«

»Krieg dich wieder ein. Es lohnt sich nicht, wegen ein bisschen Gerstenmalz gleich einen solchen Zirkus zu veranstalten. Freu dich lieber über den neuen Auftrag. Im Moment bist du ja nicht gerade auf den Erlös deiner Bierbraukunst angewiesen.«

»Ich weiß, aber ich mache das mittlerweile mit so viel Leidenschaft, auch dank dir. Wenn die Leute dann mein Gebräu loben, dann tut das einem so alten Knacker wie mir gut. Bisschen Bauchpinseleien brauchen wir alle.«

»Alter Knacker, so ein Blödsinn. Machen wir uns lieber an die Arbeit.«

Er grummelte etwas in sich hinein.

Sie hakte nach. »Was meinst du?«

»Recht hast du. Zufrieden?«

»Sicher doch.«

Er startete ebenfalls seinen Computer. »Ohne gleich in die biblische Zweiquellentheorie abzudriften, aber ich finde es immer gut, wenn zwei wache Geister unabhängig voneinander auf Spurensuche gehen. Das ist wie bei der mathematischen Schnittmenge: In der Mitte fügen wir uns zusammen, links und rechts büscheln wir unsere eigenen Recherche-Ergebnisse.«

»Keine Einwände, Herr Rechtsanwalt. Dann schauen wir mal, mit wem wir es zu tun haben. Ich hab einiges herausgefunden.«

»Gut, leg los. Nur noch einen Augenblick.« Kurz darauf strahlten seine Augen, und ein Grinsen zog sich über seine Lippen. »Wow, das ging aber schnell.«

»Was denn?«

»Unser Herr Wenzel hat die Anzahlung von einhunderttausend Franken geleistet. Sieh selbst.« Er drehte den Laptop zu ihr, und sie goutierte dies kurz und trocken. »Der Mann hält Wort.«

»Dann lass mal hören, was du neu herausgefunden hast zu dem Basiswissen aus der Regenbogenpresse, das wir bereits hatten, während ich in den Niederungen meines Hauses meine etwas andere Gerstensuppe zubereitet habe.«